



Selbstgemachte Pasta: Hier trifft Basilikum auf Ricotta, sonnengetrocknete Tomaten und Sardellenfilets

DAVID LOFTUS/KNESEBECK VERLAG

Nicht italienische, sondern römische Ravioli

Eleonora Galasso interpretiert beliebte Klassiker neu

Das Rom nicht nur kulturell sondern auch kulinarisch einiges zu bieten hat, beweist uns Instagram-Star und Römerin Eleonora Galasso in ihrem Kochbuch „La dolce vita!“ (Knesebeck) Heute kocht sie römische Ravioli mit Brokkoli, Sardellen und sonnengetrockneten Tomaten.

Zutaten:

100 g semolina Tipo 00 (Italienisches Spezialmehl)
1 Ei, verquirlt
10 Basilikumblätter, gehackt, plus ganze Blätter zum Garnieren
1 Prise Salz
70 g frisch geriebener Parmesan oder Ricotta salata, klein gehackt
Für die Füllung
4 in Öl eingelegte Sardellenfilets, abgetropft
120 g Ricotta
10 sonnengetrocknete Tomaten
Für die Sauce
2 in Öl eingelegte Sardellenfilets, abgetropft
2 EL natives Olivenöl extra
200 g violetter Brokkoli, grob gehackt
1 Prise Chiliflocken
150 ml Gemüsebrühe
50 g Walnusskerne, grob gehackt

Zubereitung:

Für die Füllung in einem Mixer alle Zutaten gut vermischen. Bedeckt und gekühlt beiseitestellen. Für die Sauce in einer Pfanne die Sardellen

in dem Olivenöl in fünf Minuten unter gelegentlichem Rühren zerfallen lassen. Die restlichen Zutaten (Walnusskerne zur Hälfte) hinzufügen, alles aufkochen lassen. Etwa 15 Minuten garen, bis der Brokkoli weich und die Flüssigkeit um 1 Drittel eingekocht ist. Unterdessen für den Nudelteig auf ein großes Brett oder eine saubere Arbeitsfläche das Mehl kegelförmig schütten.

In eine Mulde in der Mitte das verquirlte Ei, die gehackten Basilikumblätter und das Salz geben. Mit den Fingerspitzen arbeiten, nach und nach das Ei unter das Mehl mischen,

bis ein homogener Teig entsteht. Diesen halbieren. Mit einer Teigrolle eine Teighälfte zu einem 2 mm dicken Rechteck (35 x 23 cm) ausrollen. Die Füllung teelöffelweise in jeweils 2,5 cm Abstand voneinander auf einer Hälfte des ausgerollten Teigs verteilen. Jeweils um die Füllung herum die Teigplatte leicht mit Wasser anfeuchten. Möglichst zügig arbeiten. Die andere Teighälfte darüber schlagen, um die Füllungen herum fest andrücken und die Ravioliquadrate mit einem Teigrädchen ausschneiden.

Für Halbmondravioli aus der Teigplatte mithilfe eines runden Ausstechers oder eines Glases Kreise ausstechen, etwas Füllung auf eine Hälfte löffeln, dann die andere Seite darüberklappen. Mit einer Gabel am Rand festdrücken. Mit dem restlichen Teig und der restlichen Füllung ebenso verfahren. In einem großen Topf mit kochendem Salzwasser die Ravioli 3 Minuten garen, bis sie an die Oberfläche steigen. Sofort mit einem Schaumlöffel in eine große Schüssel heben. Die Hälfte der Brokkolisauce und 1 Kelle Nudelkochwasser dazugeben. Sobald alle Ravioli in der Schüssel sind, die restliche Sauce darübergießen. Die Ravioli alla romana mit dem geriebenem Parmesan oder dem Ricotta salata, den restlichen Walnusskernen und einigen Basilikumblättern bestreut servieren.



Kochlehrerin und Food-Bloggerin Eleonora Galasso

DAVID LOFTUS/KNESEBECK VERLAG



Eleonora Galasso & David Loftus (Fotos):
La dolce vita
Knesebeck
304 S., 29,95 Euro

Dieser Mann scheint keine Angst vor den eigenen Abgründen zu haben. Nach dem Bestseller „Nüchtern. Über das Trinken und das Glück“, ein persönliches Essay über die eigene Alkoholsucht und den Weg daraus, hat Daniel Schreiber nun ein Buch über die Suche nach dem Zuhause geschrieben. Schonungslos wühlt er darin auch in der eigenen Vergangenheit. Als Treffpunkt für das Gespräch wählt der Autor ein Café in Neukölln – dem Ort, den er nach vielen Umwegen heute sein Zuhause nennt.

VON CARLA BAUM

DIE WELT: Zu Hause sein gilt als uncool und Menschen, die viel zu Hause sind, als langweilig. Sie schreiben dagegen, dass es wichtig ist, sich ein Zuhause zu suchen und zu definieren. Warum?

DANIEL SCHREIBER: Ich glaube, dass wir heute in einer Zeit leben, die von einem Gefühl der Entwurzelung bestimmt ist. Früher war das Zuhause etwas, in das man hineingeboren wurde. Heute hingegen ist Zuhause sein immer mit Fragen verbunden, die sich jeder mehrmals in seinem Leben stellen muss: Wo will ich leben? Wie will ich leben? Will ich bleiben? Selbst die Entscheidung, in seinem Herkunfts-ort zu bleiben, bedarf eines aktiven Entschlusses. Wenn wir uns dieser Entscheidungen nicht annehmen oder sie aufschieben, hält die Erfahrung der Wurzellosigkeit an.

Wie äußert sich diese Wurzellosigkeit?

In meinem Fall war es so, dass ich mich jahrelang immer nur provisorisch eingerichtet habe. Ich hatte das Gefühl, das eigentliche Leben findet erst später statt, an einem anderen Ort, nicht in Berlin, wo ich schon seit einigen Jahren lebte. Irgendwann wurde das Provisorium zu einem Dauerzustand. Durch diese Sichtweise habe ich viele Konflikte aufgeschoben und einige meiner schönsten Jahre verschenkt. Ich glaube, dass die Suche nach dem Zuhause heute eine Aufgabe geworden ist, die wichtig für ein zufriedenes Leben ist. Eine Aufgabe, der man sich stellen kann – und muss.

Müssen wir am Zuhause sein arbeiten?

Ja. Obwohl Arbeit ein problematisches Wort ist. Heute soll man an allem arbeiten, an sich, seinem Körper, seiner Beziehung. Aber Zuhause sein ist in der Tat ein Prozess, den man heute immer wieder erneuern muss, den man sich immer wieder erarbeiten muss, ob man es will oder nicht. Wir alle denken, Zuhause sein sei etwas Selbstverständliches. Das ist es aber nicht.

Was gehört zu diesem Zuhausegefühl dazu? Was können wir tun, damit es eintritt?

Das ist sehr individuell. Ich wollte nie ein Buch schreiben, das Menschen sagt, was sie tun müssen, um glücklich zu werden. Für mich haben viele Aspekte dazu gehört, mein Zuhause zu definieren. An erster Stelle Beziehungen, die langfristig und nachhaltig sind. Natürlich eine Arbeit, mit der ich oft zufrieden bin. Auch das Spaziergehen hat sehr geholfen. Als ich schon lange in Berlin lebte, ermöglichten es mir stundenlange Spaziergänge, die Stadt neu kennenzulernen und mich darin zu verorten. Diese Sachen klingen so banal. Aber sie sind alles andere als banal.

Was unterscheidet das Zuhause von der Heimat?

Der Begriff „Heimat“ hat in den vergangenen Jahren ja wieder eine ungeheure Renaissance erfahren, von krisenvertreibenden Sprüchen auf Topflappen bis hin zu politischen Plakaten und Slogans. Ich finde das faszinierend. Zum ersten Mal erfuhr der Begriff diese romantische Besetzung im späten 18. Jahrhundert. Damals war das eine antimoderne Reaktion auf die Landflucht, die Industrialisierung und die Kriege, die im Kleinstaatens-Europa immer wieder für neue nationale Identitäten sorgten. In Kunst und Literatur wurde eine heile Heimatwelt konstruiert, die es so nie gegeben hatte. Heimat ist also in einem gewissen Sinne immer etwas, das abwesend ist. Das ist bis heute so. Das Zuhause hingegen, die Suche danach, ist für den Einzelnen sehr real mit der Suche nach einem zufriedenen Leben verknüpft. Das verklärte Bild von Heimat steht dieser Suche eher im Weg. Sein Zuhause in kollektiven Fantasien von Heimat zu finden, löst das Problem nicht.

Sie spielen auf Stimmen an, die aktuell sehr deutlich zu vernehmen sind. Viele Menschen sind auch hierzulande der Meinung, ihre Heimat würde durch Eindringlinge von außen – die Flüchtlinge – verändert.

Heimat hat immer eine politische Dimension, gleichzeitig ist es ein sehr schwammiger Begriff. Niemand weiß, was Heimat eigentlich ist, aber alle fühlen sich in einer emotionalen Weise davon angesprochen und deshalb auch berechtigt, etwas dazu zu sagen. Gerade das Gefühl der Entwurzelung ist sehr anfällig für jede Form der Instrumentalisierung. Zu sagen, wir verlieren gerade etwas, uns wird etwas weggenommen, unsere Heimat, damit lassen sich immer leicht die Massen mobilisieren, auch wenn das in der Realität gar nicht der Fall ist.

Die aktuelle Flüchtlingsdebatte spielt in Ihrem Buch aber kaum eine Rolle. Stattdessen schreiben Sie über die Flucht Ihrer Urgroßmutter nach dem Zweiten Weltkrieg. Warum?

Ich wollte das Thema Flucht breiter betrachten. Deshalb habe ich über meine Urgroßmutter ge-

„Die Heimat ist eine Illusion“

In seinem neuen Buch erforscht Daniel Schreiber das Zuhause. Ein Gespräch über die schwierige Suche nach diesem Ort, den trügerischen Begriff der Heimat und seine traumatischen Kindheitserlebnisse in der DDR



AMY PATTON/CARLA BAUM

schrieben, die in Wolhynien, einer Region in der heutigen Westukraine, groß geworden ist und drei Mal in ihrem Leben fliehen musste. Ein Fünftel der deutschen Bevölkerung wurde nach dem Zweiten Weltkrieg aus den Ostgebieten vertrieben. Jede deutsche Familie ist direkt oder indirekt von diesem Schicksal betroffen. Es war furchtbar für die Flüchtlinge, sie wurden wegen ihrer andersartigen Dialekte ausgegrenzt, galten als Konkurrenten um die knappen Ressourcen in den Hungerwintern nach dem Krieg. Und doch hat diese Flucht, die größte des 20. Jahrhunderts, nie einen richtigen Platz im kollektiven Gedächtnis bekommen.

Ging es Ihnen darum, aus dieser Erfahrung Lehren über unseren heutigen Umgang mit den Flüchtlingen zu ziehen?

Ja und nein. Die Fluchterfahrung ist in der Tat extrem traumatisch. Hannah Arendt hat sie den „Zusammenbruch unserer privaten Welt“ genannt. Flüchtlinge erleben einen Bruch in ihrer Erfahrung des Selbst – es ist ihnen nicht mehr möglich, die eigene Geschichte, das eigene Ich als etwas Kontinuierliches zu erfahren. Die Flucht ist eine Zäsur, die Menschen grundlegend verändert. Der Grund, warum ich über die Flucht meiner Urgroßmutter vor und nach dem Zweiten Weltkrieg geschrieben habe, ist aber ein anderer.

Welcher?

Ich wollte zeigen, dass diese Kontinuität der Grenzen und Staaten, mit der wir aufgewachsen sind, in Wirklichkeit sehr fragil ist. Staaten und politische Systeme brechen sehr viel einfacher zusammen, als wir glauben wollen. Auch deshalb ist Heimat eine Illusion, da daran immer Vorstellungen von Unveränderlichkeit geknüpft sind.

Sie wuchsen selbst in einem politischen System auf, das es heute nicht mehr gibt – der DDR. Ist das auch ein Grund

Zur Person

Daniel Schreiber, geboren 1977, arbeitet als Autor, Kunstkritiker und Journalist in Berlin. 2007 erschien seine Susan-Sontag-Biografie „Geist und Glamour“. Sein persönlicher Essay „Nüchtern. Über das Trinken und das Glück“ wurde 2014 zum Bestseller.

für das Gefühl der Entwurzelung, das Sie bei sich beobachtet haben?

Dem politischen System der DDR hänge ich in keiner Weise nach. Auch die vielen nostalgischen Verklärungen, denen einige Menschen anhängen, sind mir zuwider. Für mich war das Aufwachsen in der DDR mit traumatischen Erfahrungen verbunden. Ich war ein femininer Junge, dem man früh ansah, dass er schwul werden würde. Meine Familie lebte in einem Dorf mit 200 Einwohnern in Mecklenburg-Vorpommern. Im Kindergarten und in der Schule wurde ich teils sehr brutalen Umerziehungsmaßnahmen unterzogen. Im Buch geht es um meine eigenen Erlebnisse, aber mir war es auch wichtig, deutlich zu machen, dass viele Schwule, Lesben und Transgender solche und ähnliche Erfahrungen machen.

Gestaltet sich die Suche nach einem Zuhause schwieriger, wenn man wie Sie schon früh die Erfahrung der Ausgrenzung gemacht hat?

Diese grundlegende Zuhauselosigkeit begleitet einen das ganze Leben. Wenn man als Kind gesagt bekommen hat: „Du gehörst hier nicht dazu! Du musst schweigen! Du wärest besser tot!“, ist es sehr schwer, Menschen zu vertrauen und sich ein Zuhause zu bauen. Aber deshalb ist dieser Schritt gerade für Schwule, Lesben und Transgender auch so

wichtig. Wenn diese Menschen ein Zuhause finden, Familien gründen und nach ihren eigenen Vorstellungen leben und „wohnen“ – dann hat das auch eine politische Ebene.

Inwiefern kann Wohnen denn politisch sein?

Wohnen ist eine Kulturtechnik. Sie markiert eine Grenze zwischen uns und der Außenwelt und bestimmt die Beziehungen des Selbst zur Welt. Das mag sehr abstrakt klingen. Aber für Schwule, Lesben und Transgender ist das Zuhausebauen aufgrund der Erfahrung der Zuhauselosigkeit eine wichtige Aufgabe. Es war für sie in ihrer Kindheit und Jugend nicht vorgelesen, einen Ort zu haben und sich einzurichten – im Gegenteil. Dass sie es doch tun, doch schaffen, ein Zuhause zu finden und für sich zu reklamieren, ist politisch.

Sie haben in den 2000er-Jahren viele Jahre mit Ihrem damaligen Partner in New York gelebt. Über diese Zeit schreiben Sie, dass auch die fremde Sprache eine Art Zuhause für Sie geworden ist. Wie fühlt es sich an, in einer Sprache zu Hause zu sein?

Für mich war es ein riesiges Geschenk, Englisch zu sprechen. In New York fing ich meine Psychoanalyse an, auf Englisch. Das war wichtig für mich, weil ich auf der fremden Sprache viel davon beschreiben konnte, was ich in meiner Kindheit erlebt hatte, ohne die Verletzungen und die Beschimpfungen zu wiederholen, ohne die Traumatisierung wiederzuerleben. Es hat einen sicheren Raum für mich geschaffen. Für mich war diese Sprache eine große Entdeckung, mit ihr erschloss sich eine neue Welt. In jeder Sprache stecken bestimmte Annahmen, die beeinflussen, wie wir die Realität sehen. Mit dem Erlernen einer Sprache bekommt man also immer auch eine neue Weltsicht geschenkt.

Auch heute noch sind Sie viel zwischen New York, London und Berlin unterwegs. Kann man mehr als ein Zuhause haben?

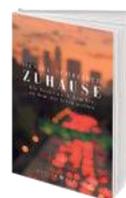
Es gibt sicher viele Leute, die sich an verschiedenen Orten gleich verwurzelt fühlen. Für mich war es nicht möglich. Ich frage mich oft, wie ernst die Leute diesen Satz meinen: „Das ist mein zweites Zuhause.“ Ich bin oft in New York und in London, beruflich und privat, trotzdem könnte ich nicht sagen, dass ich in diesen Städten zu Hause bin. Auch wenn ich viele Freunde und Bekannte dort habe und mich gut auskenne. Ich glaube, es ist kein Zufall, dass die meisten Menschen doch *einen* Ort brauchen, den sie ihr Zuhause nennen.

War es eine therapeutische Erfahrung für Sie, das Buch zu schreiben?

Nein, es ist überhaupt nicht therapeutisch, Bücher zu schreiben. Leute, die das denken, haben wahrscheinlich noch nie ein Buch geschrieben. In meinem Fall geht das immer mit vielen psychischen Höhen und Tiefen einher, die ich lieber nicht hätte. (lacht)

Aber Sie finden am Ende einen sehr versöhnlichen Zugang zu Ihrer Wahlheimat Berlin.

Ich glaube schon. Ich wollte mit dem Buch literarisch erfahrbar machen, wie es möglich ist, zu einem Zuhause zu kommen, auch wenn es schwierig ist. Ich glaube, ich verrate nicht zu viel über das Ende des Buches, wenn ich sage, dass das in meinem Fall Berlin geworden ist – Neukölln, um genauer zu sein, und die Menschen, die hier leben.



Daniel Schreiber
Zuhause. Die Suche nach dem Ort, an dem wir leben wollen. Hanser Berlin
144 Seiten, 18 Euro

Ist das typische „Chloé-Girl“ langweilig?

Die neue Designerin soll die Attitüde ändern

Das französische Modehaus Chloé zeigte in den letzten Saisons immer wieder zauberhafte Kleidung und Accessoires. Um die Handtaschen entstand regelmäßig ein Hype. Erfolgreich? Keine Frage. Aber nun ist es dennoch allerhöchste Zeit, dass eine neue Kreativdirektorin zu Chloé kommt, die der Attitüde des Labels hoffentlich wieder mehr Ecken und Kanten gibt. Warum das so nötig ist? Blickt man auf die Laufstege der letzten Saisons von Chefdesignerin Clare Waight Keller, sieht man helle Spitzenkleider, Rüschen und viel Mädchenhaftigkeit. Kurz gesagt: hübsche, blumige Langeweile. Die französische Lässigkeit ist bei Chloé zur leisen Eintönigkeit geworden.

VON GLORIA VON BRONEWSKI

Es ist nicht verwerflich, sich als Marke auf das zu verlassen, was man kann. Doch in einer Zeit, in der Mode wieder laut ist und eine klare Aussage haben soll, wirkt es überholt, sich auf die mädchenhafte Schüchternheit zurückzuziehen, die mit dem unternehmenseigenen Hashtag #chloegirls in den sozialen Netzwerken propagiert wird.

Die Kollektionen anderer Designer strotzen momentan nur so vor weiblichem Selbstbewusstsein und politischer Kritik. Blicken wir zu Raf Simons' Kreationen mit durchblitzenden Brüsten bei Calvin Klein, Diors militärischer Arbeiterkleidung oder die gezündete Rakete bei Chanel, mit der die Frauenwelt sinnbildlich in höhere Sphären aufsteigt.

Ab April 2017 wird nun Ramsay-Levi neue Chefdesignerin bei Chloé. Sie verkörpert die Pariserin von heute. Man hat es mit einem waschechten, französischen It-Girl zu tun, bei dem allein schon der Blick auf ihren Instagram-Account vermuten lässt, dass sie der Marke ein neues Image geben wird. Sie bewegt sich in ausgewählten Pariser Partykreisen, hat eine Vorliebe für Architektur und Design, zitiert meinungsstarke Vorbilder aus vergangenen Zeiten (z.B. Menschenrechtlerin Angela Davis) und gibt private Einblicke in das unkonventionelle Leben mit ihrem Sohn.

Man darf also gespannt sein, was es bald bedeuten wird, ein „chloegirl“ zu sein.

Der typisch brave Look bei Chloé



GETTY IMAGES/GETTY IMAGES EUROPE